

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten Bee

Roman von Robert Koblrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Auf der Station, wo die zahlreich gewordene Schar von schwarzen Gestalten den Zug verließ, wartete eine Reihe von Wagen, die sie nach Gardim hinüberführten. Unmittelbar vor Beginn der Trauerfeier trafen sie dort ein. Der Tote war in dem großen Gartensaal aufgebahrt worden, in dem die Baronin die Herren vom Gericht empfangen hatte. Kronleuchter und Spiegel waren schwarz umhangen; der Flügel, der sonst hier stand, war entfernt worden. Grün und Blüten aus den Treibhäusern umgaben den Sarg, auf dem die Kränze hoch aufgehäuft lagen. Ein schwülmer und scharfer Duft von welkenden Blumen und sterbendem Lorbeer füllte den Raum.

Die Angekommenen betraten den Saal in dem gleichen Augenblick wie der Geistliche, der sofort auf die Baronin zuschritt. Sie hatte bisher stumm und regungslos unter anderen Damen gesessen und ohne Tränen, aber mit ernstem, bleichem Gesicht auf den Blumenhügel hingeblickt, unter dem der Tote lag. Jetzt erhob sie sich und reichte dem Geistlichen die Hand. Er sprach ein paar Tröstungsworte zu ihr, doch zeigte sich auf ihrem Gesichte keinerlei Regung, die von Verständnis oder Eindruck seiner Worte gezeigt hätte. Und mit gleich steinernem Ausdruck sah sie nun auf die Schar der Neugekommenen, die nacheinander zu ihr herantreten, ihr die Hand reichten und halb nur verständliche, fühlte Worte der konventionellen Teilnahme murmelten.

Unter den Letzten trat Bassow zu ihr heran; er hatte mit sich gekämpft, was er tun sollte. Der von Jonasson in seinem Herzen geweckte Verdacht lastete schwer darauf, und als er nun diese Frau vor sich erblickte, die — wenn jener Verdacht irgendwie begründet war — hier in ihrer Trauerkleidung eine unwürdige Komödie vor dem Sarge des Namens aufführte, dessen Tod sie gewünscht oder veranlaßt haben sollte, da kam ein Gefühl heißer Empörung über ihn. Aber indem er sie anschaute und sah, mit welcher ernstesten Würde sie da stand, indem er das blass, schöne Gesicht unter der goldbroten Haarkrone betrachtete, das unbewegt einem großen Schicksal ins Auge zu blicken schien, da regten Zweifel sich in ihm, die für sie sprachen. Zur Komödie hätten Tränen und Jammer gehört, hier aber war nur der Ausdruck einer maßvollen, ruhigen Trauer, wie sie auch die entfremdete Gattin dem Toten schuldete.

Bassow fühlte sich angezogen und fortgestoßen im gleichen Augenblick, und er zauderte in diesem Widerstreit mit seiner Begrüßung so lange, daß er kaum noch Zeit für sie fand. Der Geistliche war schon an den Sarg herantreten, da stand auch er vor der Witwe und sah mit einem scharfen prüfenden Blick tief in die fragend auf ihn gerichteten Augen. Bei seinem Nähen war eine leise Bewegung in das erstarrte Gesicht gekommen, ein Forschen in den unbekanntenen Zügen war dort erwacht. Alle die wechselnden, widerstreitenden Gefühle der letzten Minuten wogten jetzt noch einmal in Bassow durcheinander: vergeblich suchte sein Mund nach einem der herkömmlichen Worte der Teilnahme, und er vermochte nichts zu tun, als mit einer tiefen, förmlichen Verbeugung den Namen zu nennen, den er trug: „Kurt von Bassow“.

„Sie sind —“
Sie brach ab; stumm sahen sie einander in die Augen. Sie hatte mit unwillkürlicher Bewegung die Hand ein wenig zur Begrüßung erhoben, er aber konnte sich nicht überwinden, sie zu ergreifen, und nun senkte sie sich langsam wieder hinab auf das Trauerkleid, wo sie ruhen blieb. Mit erneuter Verbeugung trat er zurück, aber sein Blick vermochte sich nicht loszureißen von der schönen, marmorweißen Hand auf dem schwarzen Gewand, und es gab ihm gleichzeitig einen leisen Stich ins Herz, daß er sie nicht hatte fassen dürfen.

Die Trauerfeier begann. Der Geistliche beklagte den Toten, der so plötzlich und unvorbereitet vom Licht hatte scheiden müssen, verfluchte den Verbrecher und rief das Gericht Gottes auf ihn herab. Von seinen Worten aber hörte Bassow nur einen geringen Teil. Ein Gefühl der Unruhe, des Aergers über sich selbst, den er sich nicht zu erklären wußte, — war in ihm erwacht. Er empfand ein Unbehagen, daß er als zukünftiger Herr dieses Hauses am Sarge des Ermordeten stand, und konnte sich's doch zugleich nicht versagen, den schönen Raum, den weißen, vergoldeten Stuck an Decken und Wänden mit einem zwiespältigen Gefühl von Eindringling und rechtmäßigem Herrn zu betrachten. Aber dies Herrengefühl besiegte zuletzt seinen Aergers und sein Mißbehagen, indem es sich zugleich von der stüchtigen Besitzesfreude reinigte. Den Herrn des Hauses erwarteten Pflichten, die zu erfüllen waren, die eine, nächste Pflicht vor allem, den Mann zu rächen, der dort ermordet im Sarge lag, den Verbrecher zur Verantwortung zu ziehen, der den Wehlosen erwürgt hatte. Bassow richtete sich höher auf, der ernste Ausdruck seines Gesichts verstärkte sich. Nein, vor ihm sollte niemand Gnade finden, und wenn diese Frau — seine Augen suchten sie abermals, ein kalter, harter Blick flog zu ihr hinüber. Sie aber sah und erwiderte den Blick. Auch sie hatte die Augen erhoben von dem Blumenhügel auf dem Sarge und mit einem Ausdruck von gespanntem Interesse auf Bassow geschaut. Auch wandte sie den Blick nicht ab, als er sie nun mit den Augen suchte, doch war es, als wenn deren mißtrauischer Glanz einen Widerschein in den ihrigen erweckte. Auch in ihnen verschwand jener warme Schein; mit kühler, feindlicher Schärfe kreuzten sich ihre Blicke über dem Sarge des Toten.

Dann begann der Abschluß der Trauerfeier im stillen Gebet, das alle Köpfe sich beugen ließ. „Und vergib uns unsre Schuld“, kam es von den Lippen des Geistlichen, —

Bassow meinte, daß er die Worte mit einer besonderen Betonung spräche. Noch ein allgemeines Schweigen, dann das Aufheben des Sarges. In der Familiengruft im Park sollte die Beisetzung erfolgen, und langsam ordnete sich der Zug des Gefolges. Während sich die Teilnehmer noch durcheinanderschoben, trat ein hochgewachsener Herr an Bassow heran und sagte gedämpft: „Sie sind der neue Majoratsherr, wie ich höre. Mein Name ist von Breitenbach, ich bin der nächste Gutsnachbar von Garchim. Der Verstorbene war mir ein sehr lieber Freund, und ich würde mich freuen, wenn auch wir gute Nachbarschaft hielten. Ist es Ihnen recht, so gehen wir zusammen.“

Bassow verbogte sich zustimmend, sie stellten sich nebeneinander im Zuge auf, und als dieser nun durch den Park dahinging, dessen Grün in der Nachmittagssonne leuchtete, begann Breitenbach halblaut zu erzählen. Er sprach zunächst von seiner letzten Begegnung mit dem Ermordeten, kam dann auf die Verhältnisse der beiden Güter, nannte und charakterisierte verschiedene Teilnehmer im Zuge. Fast unaußersächlich sprach er, während Bassow nur ab und zu eine Bemerkung, eine Frage einwarf. Es lag ihm auf den Lippen, auch nach Breitenbachs Urteil über eine mögliche Schuld der Baronin an der Ermordung zu fragen, doch hielt ihn eine unbestimmte Scheu davor zurück.

Und nun waren sie auch schon an der Kapelle angelangt, in der die Familiengruft sich befand. Viel älter als das Schloß, wies dies ernste, graue Gebäude, um das finstere Tannen emporwuchsen, gotische Formen auf; eine spitzbogige Tür stand offen und zeigte einen matt von Kerzen unstimmmten Altar. Und indem der Zug einen großen Bogen beschrieb, sah Bassow etwas Unerwartetes. — Er hatte auf die Anordnung des Zuges nicht viel geachtet und bestimmt geglaubt, daß die Baronin sich nach der Feier im Schlosse sogleich zurückgezogen habe. Nun sah er sie plötzlich unmittelbar hinter dem Sarge stolz und fest einhergehen. „Wie schön sie geht!“ war sein unwillkürliches Denken, aber gleich schalt er sich selbst im stillen, daß ihm kein anderer Gedanke kam, daß die Entrüstung über ihre mögliche Schuld nicht jedes andere Gefühl besiegte.

An der Beisetzung selbst konnten in der engen Kapelle nur wenige Personen teilnehmen, und Bassow hielt sich absichtlich zurück. Obwohl er nun Herr war an diesem Plage, kam er sich heute doch noch wie ein Fremder vor. Er sah nur, wie die schwarze Gestalt der Baronin sich schattenhaft abhob vor der Helle des Altars.

Im Sonnenschein draußen waren die Gesichter der übrigen Teilnehmer um so deutlicher zu erkennen, und viele Augen suchten den neuen Majorats Herrn, dem ein Mord solch einen Besitz geschenkt hatte. Nach aufrichtiger Teilnahme und Ergriffenheit forschten seine Blicke vergeblich. Nur Breitenbach schien ernstlich bewegt. Er hatte ein Taschentuch hervorgezogen, das er in nervös bewegter Hand zusammenhalten, doch kamen keine Tränen in seine Augen. Mit starker Selbstbeherrschung hielt er sie offenbar zurück.

Jetzt war auch das Letzte geschehen; ein Blumenhügel in der Kapelle bezeichnete die Stelle, wo der Tote ruhte. In Gruppen zusammengeschlossen, gingen die schwarzen Gestalten durch den Park zurück. Im Schlosse war für die auswärtigen Teilnehmer ein Imbiß hergerichtet worden, weil erst am Abend ein Zug die Station passierte, der sie wieder fortführen konnte. Die Baronin hatte die nötigen Anordnungen getroffen, aber sie blieb auf ihren Zimmern, und an Bassow war es, zum ersten Male den Besitz zu repräsentieren, der ihm unvermutet zugefallen war. Das freudige Herrengefühl von vorhin stieg wieder in ihm empor, als die Dienerschaft ihm die nötigen Meldungen machte, nach seinen Befehlen fragte. In fester und stolzer Haltung setzte sich Bassow auf den Herrenis an der Spitze der Tafel.

Der Verlauf der Mahlzeit aber weckte in ihm Unbehagen. Unter den Gästen waren verschiedene trinkfeste Herren, und bald nahm die Unterhaltung einen Ton an, den Bassow wenig passend fand in einem Trauerhause. Herr von Temmin vor allem, der eine Flasche Wein rasch hinuntergegossen hatte, fing in kurzer Zeit an, zweideutige Anecdoten zu erzählen, über deren Pointen er sein brüllendes Gelächter anstimmte.

So war es Bassow willkommen, als der Diener meldete, daß die Wagen zur Abfahrt bereit stünden, und als er dem letzten der Gäste die Hand gereicht hatte zum Abschied. Nun ging er zunächst auf sein Zimmer, um eine bequemere Hauskleidung anzulegen, dann aber trieb es ihn wieder in den

Park hinunter ins Freie. So vielerlei Neues bestimmte ihn von allen Seiten, daß er sich's zurechtlegen mußte im einsamen Umherstreichen.

Es war noch die lichte Dämmerung des Hochsommerabends, die nur wie ein weicher Schleier die Gegenstände umhüllte, sie aber deutlich erkennen ließ. In dieser sanften Beleuchtung betrachtete Bassow seinen neuen Besitz und freute sich an ihm. Der Tote hatte sein Recht gehabt, nun kam der Lebendige. Kraftgefühl und Schaffenslust regten sich in ihm.

Im langsamen Dahinschreiten durch die abgelegenen, stillen Wege des Parks aber blieb er plötzlich fast erschrocken stehen. Aus einem engen Laubgang hervortretend, sah er auf einer Marmorbank eine bewegungslose, schwarze Gestalt. Sie wandte ihm halb den Rücken zu, so daß ihr sein Kommen verborgen geblieben war. Er aber hatte die Baronin sogleich erkannt. Ueber ihrem leuchtenden Haar lag ein schwarzer Schleier, die stolze, schöne Figur saß ungebogen, nur in tiefes Nachdenken schien sie versunken zu sein. Einen Augenblick hatte Bassow Lust, heranzutreten und sie aus ihrem Sinnen zu wecken, dann aber kam ihm plötzlich die Erinnerung an das, was er auf der Herfahrt gehört hatte. Hier dieser Platz, neben dem eine weiße Marmorfigur stand, war vielleicht derselbe, wo die Baronin im Zwiegespräch mit einem Fremden überrascht worden war, wo sie den Plan zur Ermordung ihres Gatten sollte verabreden haben. Ein tiefer Widerwillen stieg in Bassow empor, und leise ging er wieder zurück.

Eine innere Erregung war in ihm nach diesem Augenblick, die nicht wieder weichen wollte. Ein Instinkt sagte ihm, daß diese Frau die Fähigkeit besaß, Macht über ihn zu gewinnen, doch er sträubte sich zugleich gegen dies Gefühl und lehrte das Mißtrauen gleich einer Waffe gegen sie. Ein unerhörtes, niedriges Verbrechen sollte sie geplant und begangen haben. Durch ihre Schuld sollte der Ermordete jetzt in seiner Gruft ruhen. Es trieb ihn zu der Totenkapelle hin, um sich in ihrem Anblick anzufüllen mit Empörung, und nach einiger Zeit fand er den Ort, wo das graue Gebäude unter den abendschwarzen Tannen düster und feierlich stand. Ein leises Düften und Leuchten der Blumen auf der Gruft kam durch die geschlossene Gittertür zu ihm her gleich einer Mahnung, des Toten zu gedenken, gleich einer Warnung vor unbekanntem, im Verborgenen schleichenden Mächten.

Bassow hatte die Furcht noch nie gekannt. In harten Kämpfen eines arbeitsreichen Lebens war er gestählt worden gegen solches Gefühl. Aber die Mahnung verstand er, die der frühere Herr dieses Erbsitzes an den neuen richtete, und seine Muskeln strafften sich in leidenschaftlicher Energie. Sich umwendend, hob er drohend seinen Arm und flüsterte in die dunkler niedersinkende Dämmerung hinein: „Hüte dich vor mir, wenn du schuldig bist!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Pest.

Von Alfred Brack.

Mit tausend im Meere erlöschenden Flammenstrahlen versank die Sonne in den Wellen der Dardanellenbucht. Der Horizont schwebte wie ein glühender Streifen über dem wogenden Wasser. Die warme Luft war erfüllt von dem Dunst des Tages und dem brandigen Geruch des Pulverrauchs; von Morgen bis Abend hatte der Geschützkampf ohne Unterbrechung getobt. Nun war die große Pause eingetreten, die Pause zwischen Tag und Nacht, in der die Kanonen das Sterben des Sonnenballs durch ehrfürchtiges Schweigen ehren. Ueber der türkischen Artilleriestellung und den dahinterliegenden bombensicheren Sätten zogen noch die letzten Pulverschwaden weißlich-grau zerflatternd in dem atembeklemmenden Hauch des anheubenden Tropenwindes dahin. Die Atmosphäre zitterte noch von dem plötzlich verstummten Gebrüll der Kanonenrohre, und die säuselnd ermattende Glut tanzte in ihr wie Wolken winziger Staubfänken. Auf dem hohen sandigen Wall, der — weit vorgehoben — hügelartig die Stellung schützte, standen drei Offiziere. Sie blickten abwechselnd durch das auf einem stählernen Stativ drehbar angebrachte Beobachtungsglas nach dem welligen, öden Rücken der erbarmungslos den Angriffen des Wetters preisgegebenen Halbinsel, die Gallipoli heißt. Sandig und unbewachsen streckte sich die ferne, gelbe Landzunge dem Meer entgegen, dessen tiefes Blau sich mit dunklen Schatten bedeckte, auf denen breite Schaumkämme weiß dahinschwanden. Ganz deutlich konnte man auf der trostlosen Sandfläche zwei Zeltlager unterscheiden, auf denen die englische und französische Fahne flatterten. Das waren die Truppen der Alliierten, die Tag um Tag vor der Dardanellenenge verbluteten.

Und jetzt erblickte man durch das Fernrohr einen dunklen Punkt, einen zweiten und dritten, die sich von der hellen Masse der Lager lösten und eilig landeinwärts glitten: die englischen Autos, die allabendlich in der Kampfbauwe das Gefechtsfeld befahren, um ihre Toten einzubohlen.

Die drei Offiziere blickten lange durch das Glas. Keiner sprach ein Wort. Dann wandten sie sich stumm ab und schritten, noch immer schweigend, nach rückwärts der Hütte zu, die ihnen als Nachtlager diente.

Das bescheidene Essen war verzehrt. In dem Dunkel des Hüttenraumes, das durch eine Lampe zu erhellen der Befehl des Kommandanten streng unterlag, glommen die Pfeifen, und mit dem scharfen Tabakrauch stiegen rote Funken zur niederen Decke. Die drei Offiziere saßen in der Hütte, rauchend und schweigend, — ein Hauptmann und zwei Leutnants. Der Hauptmann war groß und breit, mit sehnigen, muskulösen Schultern, einem grauen Bart und grauem Haar an den Schläfen. Er hatte sich in mehreren Feldzügen geschlagen, zuletzt im Balkankrieg, und trug drei Ehrenzeichen auf dem ledigen, pulvergeschwärzten Waffengock. Der Leutnant neben ihm, jung, knabenhaft, schien kaum mehr als zwanzig Jahre zu zählen. In seinen vorübergehenden von der Peisenglut gestreiften Augen schwamm feucht die Hitze der Kriegserregung. Er war klug, barmherziger Gott, wie jung war er doch, dieser Knabe, — in allen seinen Bewegungen, im Klang seiner Stimme, im Blitzen seines Blickes war das Brennen der Jugend, die just erst die Feuer-taube erhalten hat. Er war der Jüngste der Batterie, und darum nannte man ihn „das Kind“. Der Hauptmann und das „Kind“ waren Türken; beide aus der Konstantinopeler Brigade. Der andere Leutnant, der dritte Mann in der Hütte, war ein Deutscher. Ein zäher Bursche aus Haut und Knochen, ein schweigsamer Mann mit stählernen Nerven und stählerner Stirn. Er hatte der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika angehört und dort die Kämpfe gegen die Uebermacht der englischen Kolonialstreitkräfte mitgemacht. Und als die Kolonie der Senen in Ehren fiel, war er als Einziger der Gefangennahme entgangen. Wie er sich durchschlug, wie er durchkam . . . das ist eine andere Geschichte, die ein andermal berichtet werden soll. Uebrigens sprach er selbst nur selten darüber, und wenn er es tat, so faßte er das ganze Abenteuer in drei Sätze. Er war, beim Teufel, nicht mehr geprüdelt, der deutsche Leutnant aus Afrika. Verfest, einen Araberburmus auf dem bageren Schädel, mit ausgepumpten Lungen und einer bösen Wunde an der Schulter — so war er in Konstantinopel angekommen. Drei Wochen lag er in dem deutschen Lazarett am goldenen Horn und suchte so höflich in seinen Fieberphantasien, daß selbst dem guten alten deutschen Lazarettpfarrer angst und bange wurde. Aber der eiserne Körper des Leutnants hielt durch. Und als er dann wieder das Plaster treten konnte, das Plaster von Konstantinopel, zog er eine türkische Uniform an und meldete sich bei dem Kommandanten der Dardanellenforts zum Dienst.

Rauchend saßen die drei Offiziere in der niederen Hütte, während der Glutrauch des Windes durch die Bretterwände einströmte und den dünnen Flugsand in die Ritzen der Pfosten fegte.

Und der gekräuselte Rauch und das friedliche Feuer ihrer Pfeifen begann die beiden Türken geprüdelt zu machen. In halblauten, anspruchslosen Sätzen erzählten sie von den Abenteuern des Krieges, durch die ihr Leben gegangen war. Und der Leutnant aus Afrika hörte schweigend zu.

Der Hauptmann sprach von den Balkankriegen, von Tager, die der Pulverdampf der Geschütze verdunkelt hatte, und von Nächten, die hell aufgelocht waren vom Widerschein brennender Ortschaften. Er sprach von der Seuche, die damals die serbische Bevölkerung scharenweise hingerast hatte, von Typhus und Cholera, und er senkte unwillkürlich die Stimme, als er von dem grauenhaften Gespenst der Pest erzählte.

Und da geschah etwas Merkwürdiges: als der Hauptmann das Wort „Pest“ ausgesprochen hatte, richtete der schweigsame Leutnant sich mit einem jähen Ruck aus seiner versunkenen Stellung auf und brach in lautes Lachen aus. Es war ein seltsames Lachen, unbeherrscht, hart und sinnlos, ein trodenes, anhaltendes Lachen, das die kleine Hütte mit den Tönen unerklärlichen Grauens erfüllte.

Der Hauptmann brach mitten im Satz ab, und das „Kind“ beugte sich neugierig und schon zugleich über seinen qualmenden Pfeifenkopf.

Eine quälende Pause entstand. Der Leutnant hatte zu lachen aufgehört. Er räusperte sich nur noch mehrmals, als müßte er einen Reiz im Hals hinunterwirgen, zündete sich eine Zigarette an und begann in der Art eines Mannes, der sich bewußt ist, eine Erklärung schuldig zu sein:

„Die Pest . . . jawohl . . . eine eigenartige Waffe, wie? Ein Geschütz der Hölle, gegen das es keine Abwehr und keine Dedung gibt. Die Pest ist schuld daran, daß ich — vielleicht für Lebensdauer — den gesunden Schlaf verloren habe. Daß ich Nacht für Nacht aufstake im Fieber, Schweiß und Atemnot. Der Pest verdanke ich, daß ich die blödsinnige Nacht erlebt habe, die ein Mensch überhaupt durchleben kann . . .“

Er hielt einen Augenblick inne und blies den Rauch seiner Zigarette in dichten Wolken vor sich hin. Dann fuhr er fort:

„Es war in Afrika, in der Zeit, da ich vergeblich gejagt wurde. Ich strich bei Nacht durch Gebüsch und Pflanzungen, jeden Augenblick gewärtig, einer englischen Patrouille in die Gewehre zu laufen. Bei Tag verbarg ich mich in verlassenem Gebüsch oder im Buschwerk. Zwei Wochen war ich bereits umhergeirrt, meine Füße waren aufgeschwungen und geschwollen, meine Hände entzündet, mein Kopf brannte wie zischendes Eisen. Na ja, mit einem Wort, ich war auf dem Punkt angefangen, wo einem alles vollkommen gleichgültig wird. Ich wünschte fast ein Ende herbei, so oder so. Wahrhaftig, es war eine interessante Zeit . . .“

„In jenem Tage hatte ich mich in einer kleinen Eingeborenen-siedlung verborgen gehalten. Und dort hörte ich zum ersten Male das Wort „Pest“. In des Wortes wahrster Bedeutung . . . bei Gott. Ich erfuhr also, daß in der Gegend mehrere Pestfälle vorgekommen waren, unter den Eingeborenen, und die Art, in der die Krankheitsfälle mir geschildert wurden, ließ nichts an Ausfährlichkeit zu wünschen übrig. Als ich mich bei Einbruch der Nacht davonmachte, lönte mir noch die Warnung in den Ohren, kein verlassenem Gebüsch zu betreten, weil die — Pest darin haufen könnte.“

Ich habe kein Talent zum Erzählen. Nur soviel: die Nacht, in die ich hinausritt, war fürchterlich — in jeder Beziehung. Ein Orkan peitschte das Buschwerk mit strömenden Regen. Es war so finster, daß ich die Hand vor den Augen nicht zu erblicken vermochte. Dabei raschelte, zischte und rumorte es überall in der verrückt gewordenen Wildnis. Als seien die bösen Geister sämtlicher Schauergerichten lebendig geworden.“

Ich mochte mich so drei Stunden vorwärts gekämpft haben, als ich Geräusche vernahm, die mich nicht im Zweifel darüber ließen, daß diese Höllenmacht mir zu allem Ueberflus eine englische Streitruppe entgegenbrachte. Und bald sah ich den Schein von Fackeln, und ich erkannte, wo ich mich befand. Ich hatte eine Lichtung erreicht. Der Boden war nicht zu sehen, denn er schwamm von schmutzigem Regenwasser. Knapp vor mir stand eine kleine Hütte, mit windstiefem, vornüberhängendem Dach. Unwillkürlich machte ich einen Schritt auf die Brettertüre zu, als die Erinnerung der Pestgefahr mich durchzuckte, von der die Eingeborenen gesprochen hatten. Aber in diesem Augenblick drangen die englischen Soldaten, es mochten fünfzig Mann sein, durch das Strauchwerk auf die Lichtung. Es blieb mir keine Wahl. Ich trat durch die angelehnte Türe, die ich sorgfältig hinter mir zuschloß.

Das Blockhaus bestand aus einem einzigen Raum. Benignstens glaubte ich dies feststellen zu können, als ich in der Dunkelheit die Wände entlang tappte. Es zog und wehte fürchterlich durch das schadhafte Dach. Ich bewegte mich vorsichtig weiter und stieß an etwas Hartes, das ich bald als ein Feldbett erkannte. Ohne Ueberlegung sank ich auf das Lager nieder. Ich hörte draußen die Stimmen der Engländer, abgerissen durch den Sturm. Jeden Augenblick war ich darauf gefaßt, daß die Türe sich öffnen und die vor dem Unwetter schutzsuchenden Tommies geradenwegs zu mir hereinlassen würde. Aber nichts dergleichen geschah. Die Engländer blieben vor dem Hause, unter dem breit überhängendem Dachstuhl. Wahrscheinlich hielt die Angst, das Blockhaus verseucht zu finden, mir die fünfzig Mann vom Leibe. Und ich mußte innerlich darüber lachen, während mir der Schlaf mit dumpfer Lähmung das Bewußtsein nahm . . . Ich weiß nicht, wie es kam, wahrscheinlich hatte ich den Gedanken an die Pest in den Schlaf hinübergenommen. Ich weiß nur, daß ich von schwarzen Gesichtern und aufgedunsenen Lippen träumte und schließlich schweißgebadet aufwachte. Und da, während ich mich noch halb bewußtlos aufrichtete, — stieß ich den Körper eines Menschen. Und . . . und . . . dieser Körper war regungslos, tot! . . .

Ich sagte schon, daß ich kein Erzähler bin, und wenn ich das Folgende aufschreiben sollte, würde ich wohl kein geeignetes Wort dafür finden. Ich weiß nur, daß ich mit einem Satz aufsprang, von Kopf zu Fuß ein einziger Gedanke: die Pest! Der Mensch, der tot auf dem Feldbett lag, mußte ein Opfer der fürchterlichen Krankheit sein!

Ich stürzte zur Türe, im Begriff, den Riegel zurückzuziehen, da hörte ich die Stimmen der Engländer, die vor dem Hause lagerten. Ich war eingeschlossen, wie eine Ratte in der Falle. Ich suchte meine Gedanken zu sammeln, und sagte mir, daß der Mann auf dem Feldbett ja auch eines anderen Todes gestorben sein könnte. Ich bewegte mich vorsichtig zu dem Lager zurück und griff nach der letzten Streichholzschachtel, die ich in der Tasche hatte. Aber der Sturm, der durch die Balken fegte, löschte jedes Licht aus, bevor es noch richtig entzündet war. Schließlich als ich das letzte Streichholz in den Fingern hielt, erwartete ich eine Pause zwischen den Windstößen. Und dann flackerte das Holz auf; nur eine Sekunde, dann erlosch es.

Aber was ich gesehen hatte, genügte, um mich zurücktaumeln zu lassen. Auf dem Feldbett lag ein Mann, den Körper bis zum Hals durch eine Pferdebedecke verborgen. Aber der Kopf war frei, und das Gesicht . . . In dem kurzen Flackern des Streichholzes hatte ich dieses Gesicht gesehen: schwarz, vollkommen schwarz, mit aufgedunsenen Lippen. Das war die Pest, die Pest in lebhafter Gestalt!

Die Stunden, die nun folgten, die Stunden bis zum Morgen, vermag ich auch nicht andeutungsweise zu schildern. Ich entsinne mich nur, daß ich mich an die Türe lehnte, drinnen hinter mir den

Besten auf dem Lager, brauchen vor mir die fünfzigwanzig feindlichen Soldaten. Und mein Revolver war schon lange leer.

Bei Morgenanbruch war das Wetter vorbei. Ich hörte, wie die Engländer aufbrachen, und als ihre Schritte verhallt waren, öffnete ich die Tür und trat ins Freie. Die Luft war durchsichtig klar. Langsam, blendend, stieg die Sonne hinter dem Saum des Buschwerks empor. Und da, mitten in dieser friedlichen, reingebildeten Natur, wurden meine Gedanken seltsam scharf und ruhig. Ich sagte mir, daß ich, wenn der Mann in dem Blockhaus wirklich an Pest gestorben ist, doch rettungslos verloren sei. Und darum ging ich noch einmal in das Blockhaus zurück, um das Nachtgepöhl bei Tageslicht anzusehen.

Der Leutnant machte eine kurze Pause. Dann sagte er, trocken und abgehackt: „Und wißt Ihr, was ich sah? Auf dem Feldbett lag die Gestalt eines Toten, ja wohl, und sein Gesicht war schwarz, und seine Lippen waren dick und aufgedunsen. Aber es war ein Neger. Ein gesunder Neger, sozusagen, der wohl bei einem Gefecht in der Gegend eine verirrte Kugel abgekriegt hatte. Und man hatte ihn wohl aufgefunden und zum Sterben in das Blockhaus getragen. Als ich die Decke zurückschlug, erblickte ich auf seiner linken Brust die tödliche Schußwunde.“

Und da, bevor ich wieder ins Freie trat, wußte ich mich an dem Tarpfosten festhalten. Denn ein Lachen schüttelte mich, ein wildes, unbegreifliches Lachen, das mir wie Fieber aus dem Körper drang.

Der Leutnant warf den verglimmten Zigarettenstummel fort, erhob sich und stieß die Türe der niederen Kütte auf, so daß der heiße Wind mit Sand und Salzlust hereinströmte.

Und schweigend blickten der Hauptmann, der Leutnant und das „Kind“ in die Dardanellenstraße, durch deren tropisches Blau die Leuchtflugeln von den türkischen Stellungen nach Gallipoli flogen, wie Kometen in einem verzauberten Lande.

Vermischtes.

• Ein Enoch Arden des Weltkrieges. Die bekannte Dichtung des Engländers Tennyson, die von dem romantisch-traurigen Schicksal des Seefahrers Enoch Arden erzählt, der auf einer Reise verscholl, dabeiin totelaßt wurde und bei seiner Rückkehr seine Frau mit einem andern Mann verheiratet fand, ist im Weltkrieg in modernster Fassung zur Wirklichkeit wieder aufgestanden. Ein solches modernes Enoch Arden-Schicksal, das einem englischen Soldaten widerfuhr, erzählt ein Mitarbeiter der „Daily Mail“. Es ist romantisch, ergreifend und wahrscheinlich auch häufig genug, um eine Wiederzählung zu verdienen. „Es war im Buge von London zum Kanal“, schreibt der Berichterstatter, „wo ich einem jener Männer begegnete, deren Schicksal dem des berühmten Enoch Arden gleicht. Er fiel mir auf, weil er so regungslos und still in seiner graugrünen Uniform dalag, als wäre er eine seelenlose Puppe. Ein Reisender bot ihm Obst an, aber der einsame Soldat rührte sich nicht. Ein anderer sprach ihn mit einem Scherzwort an, aber der einsame Soldat erwiderte nichts. Ich füllte meine Pfeife und reichete sie schweigend dem Manne. „Danke“, sagte er mit rauher Stimme, „das ist die einzige Mahlzeit, die ich noch genießen kann.“ Wieder saßen wir wortlos eine ganze Weile. Außer uns war niemand in dem Abteil. Und plötzlich hörte ich den schweigenden Soldaten zu mir sprechen. „Ich muß reden“, sagte er langsam und schwer, „sonst breche ich zusammen.“ Und dann erzählte er: Er war ein gedienter Mann, Rekrut, und wurde bei Kriegsbeginn in den aktiven Dienst geholt. Mit der ersten Expeditionsarmee ging er nach Frankreich und kämpfte in der Schlacht bei Mons. Er hatte seine Frau und zwei kleine Kinder dabeiin zurückgelassen. Er wurde mehrmals verwundet und schließlich gefangen genommen. Nach langer Gefangenschaft, nachdem er endlich geheilt worden war, wurde er als dauernd dienstunfähig freigelassen und nach England zurückgeschickt. Infolge eines Fehlers war sein Name in den britischen Verzeichnissen mit der inhaltsreichen Bezeichnung „vermisst“ veröffentlicht worden. Ueber Holland kam er mit einem Transport an die Küste. „Wir kreuzten den Kanal bei stürmischem Wetter; aber ich wußte nichts von Wind und Wellen, ich dachte nur an das Wiedersehen, an Frau und Kinder. In London mußte ich in einem Spital übernachten. Ich ging nicht aufs Telegraphenamt, denn ich wollte meine Frau überraschen. Endlich kam ich im abendlichen Dunkel in meiner kleinen Heimatstadt an. Ich küßte mich unsicher auf den Häfen und meine Hand zitterte, als ich die Tür meines Häuschens aufstieß. Ich ging geradenwegs in die Küche.“ Hier schweigend blieb er stumm, und warf seine Augen trocken, aber starr und hart wie Stein. „Denn“, rief er aus, meine Frau, meine Mary, hatte während meiner Abwesenheit geheiratet! Sie hielt mich für tot, sie mußte mich für tot halten. Allein mit den Kindern und der Wirtin, in der festen Ueberzeugung, ich sei nicht mehr, ohne Vast, ohne männliche Stütze, fast ohne Mittel — wie sollte sie nicht heiraten? Sie ist ja noch so jung, und Jugend hilft sich weiter. Sie hatte einen jungen Mann kennen gelernt, sie hatten einander gefallen und geheiratet. Als ich eintrat, stand er neben

Er in der Küche. Ich tadle sie nicht,“ fügte er heiser hinzu, „eine unge Frau mit Kindern ist ohne Mann ein armes Ding. Ich tadle auch ihn nicht. Nach Weider Meinung war ich tot.“ Eine Pause. Dann fragte ich: „Was taten Sie?“ „Nichts,“ erwiderte er. „Was konnte ich tun? Ich eilte davon, wie ich gekommen war. Und nie werde ich die Frau, die Kinder wiedersehen. Ich bin fertig mit mir und der Welt...“

Büchertisch.

— Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte: 14. Band: Emil Ludwig, Die Fahrten der Goeben und der Breslau. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Gebunden 1 Mark. — Emil Ludwig hatte an Ort und Stelle Gelegenheit, über diese berühmte, schon von Legenden umwobene Augustifahrt unserer Schiffe und über alles Politische und Militärische, was sich daran schließt, wichtige und interessante Aufschlüsse zu erfahren. Er hat in seinem Buche diesen Teil der Kriegsgeschichte zum ersten Mal im Zusammenhang erzählt.

— Viking-Bücher: Bd. 13: R. G. Strobil, Madame Blaubart. (Verlag der Viking-Bücher, Leipzig.) In Leinen 1 Mk. — In dem Buche des österreichischen Verfassers wird die österreichische Landschaft geschildert, die sonnenflimmernde Küste von Abbazia, die vorräumte Schönheit Niederösterreichs, die weiten verschneiten Hochflächen und schweigenden Wälder zur Winterzeit! Und hinweggestellt in diese Landschaft, zugleich kontrastierend und doch seltsam mit ihr verwandt ein Weib — Weibekindes Luft, aber angehan mit dem Geist der sportlich gestählten Mutter der „großen Dame“. Um sie wirbelt ein bunter Kreis österreichischer Typen. Das Buch ist auf alle Fälle sehr unterhaltsam.

— Deutsche Hochschulzeitung. So bettelt sich nunmehr ein in der akademischen Welt bereits wohl bekanntes und gut eingeführtes Wochenblatt, die bisherigen „Deutschen Hochschulstimmen aus der Ostmark“, die sich nach siebenjährigem Bestande aus kleinen Anfängen zu ihrer jetzigen Stellung emporgearbeitet haben und seit dem 1. Oktober v. Js. von „Deutscher akademischer Verlage“, G. m. b. H., Wien, herausgegeben werden. Den Zeiläufigen Hochachtung tragend, bringt diese akademische Wochenschrift ihr seit jeher vertretenes Programm nunmehr auch in ihrem Namen zur Ausdrucks. In dem uns vorliegenden ersten (Doppel-) Heft wird die Tatsache, daß die „Deutsche Hochschulzeitung“ als erstes akademisches Organ den Aufstieg zu einer allgemeinen, in ihrem Bestande gesicherten Hochschulzeitung bewerkstelligt hat, in einem historischen Aufsatz behandelt, unter eingehender Berücksichtigung der älteren akademischen Presse. Dr. O. Hegemann untersucht in „Staat und Volk“ das Verhältnis, in dem diese ausschlaggebenden Elemente der Gegenwart zu einander stehen und ob man wirklich von einem Verblässen des Nationalgedankens, von einem Zurücktreten hinter den modernen Staatsgedanken sprechen könne. Entgegen den von Rektor Dr. Menzel in seiner Wiener Inaugurationsrede geäußerten Ansichten kommt er zum Schlusse, daß von einem Abflauen des Volksgedankens gar keine Rede sein kann, daß vielmehr nun erst recht das tragende Staatsvolk der modernen Mächte seinen Nationalismus pflegen und als wohl berechnete geistige Macht in die Waagschale der Entschcheidungen werfen muß und wird. Vom sonstigen Inhalt des reich und geschmackvoll ausgestatteten Heftes erwähnen wir nur noch literarische Beiträge von Wolf Karl Seidl, Landsturmkadet, zahlreiche Mitteilungen von Tagesinteresse in den Spalten „Von deutschen Hochschulen“ (Allgemeines, Hochschulnachrichten, Wissenschaftliche Nachrichten, Personalnachrichten), „Von fremden Hochschulen“, „Aus der Studentenschaft“, „Sport und Körperpflege“, „Akademische Standesfragen“, „Akademische Kulturarbeit“, „Umschau“, „Schrifttum“ (Zeitschriften) und „Kunst“. — Der Bezugspreis dieser reichhaltigen Heftes beträgt halbjährlich nur 6 Kronen (Mark). Probehefte unberechnet vom „Deutscher akademischer Verlage“, Wien V., Webergasse 27.

Stat-Aufgabe.

Mittelhand tourniert auf folgende Karten:



Kann das Spiel verloren gehen, wenn Mittelhand Treff-As wendet und außerdem ein zweites As im Stat findet?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Waldteufel.